



Valerie Zink / DER SPIEGEL

Einstiger Internatsort Lebret: »Sie nannten uns ›die Wilden‹«

Auf dem Rücken der Schildkröte

KANADA Über Jahrzehnte hinweg wurden Kinder aus indigenen Familien zwangsweise in Internate gesteckt. Viele wurden gequält, etliche sind gestorben. Ihre Leichen wurden verscharrt. Vor einigen Monaten wurden erstmals Gräber entdeckt, nun suchen Überlebende im ganzen Land weiter. *Von Yannick Ramsel*

Ich war acht Jahre alt, als der Transporter kam. Auf der Ladefläche saßen schon andere Kinder. Sie sammelten uns ein wie Vieh. Sie drohten meinen Eltern, sie ins Gefängnis zu stecken, wenn ich nicht einstiege. Meine Eltern schauten mich an und sagten: »Geh.« Sie hatten keine Wahl. Sharon Strongarm, 66, Schülerin der Qu'Appelle Indian Residential School von 1963 bis 1964

Die Mitarbeiter der Regierung sagten meinen Eltern: Ihr Sohn bekommt eine Ausbildung, drei Mahlzeiten am Tag. Aber sie logen. Es kam alles ganz anders. Lindsay Starr, 65, Schüler von 1965 bis 1972

Zwei Dutzend Menschen sitzen im Gras. Sie bilden einen Kreis auf dem ehemaligen Sportplatz ihrer Schule, wo, so glauben sie, bis heute einige ihrer Freunde vergraben liegen.

Die Pfeife ist gestopft: Weidenrinde und Bärentraube. Einer nach dem anderen im Kreis zieht am langen, hölzernen Mundstück und atmet den Rauch aus. Trommeln, Raseln, Gesang. Lindsay Starr ist einer der Älteren der Star Blanket Cree Nation, einer von über 630 selbstverwalteten Gemeinden von Indigenen, den First Nations von Kanada. Sein Zopf und sein Bart sind schon grau, er schließt die Augen und murmelt ein Gebet. Am Ende zeigen sie mit der Pfeife auf den Boden. Sie bereiten sich und die Erde auf die Suche vor. Nach ihren Regeln.

Neben dem ehemaligen Sportplatz erhebt sich die 1925 erbaute katholische Kirche, im Süden grenzt das Grün an einen See, den Mission Lake, und auf einem Hügel gegenüber stehen 14 weiße Kreuze, die an Jesu Weg zur Kreuzigung erinnern.

Langsam steht Sharon Strongarm auf, eine weitere Angehörige der Star Blanket Cree Na-

tion. Ihr grüner Rock schimmert in der Sonne. »Sie nannten uns ›les sauvages‹«, ruft sie, »›die Wilden‹! Und wir wussten nicht einmal, was das heißt!« Über ihre Wangen laufen Tränen, der Wind zerrt an ihren Silben, aber ihre Leute verstehen jedes Wort. »Sie wollten, dass wir unsere Traditionen vergessen. Aber das haben sie nicht geschafft, wir sind immer noch hier!«

Die Älteren werden später zuschauen oder nach Hause fahren. Die Suche werden die Jungen übernehmen. »Lasst uns mit der Arbeit beginnen«, sagen die Männer.

Es ist ein kühler Tag Anfang November nahe dem kleinen Dorf Lebret in der Prärie Kanadas. Der Boden rund um die Schule gehört heute der Star Blanket Cree Nation, die Turnhalle ein paar Meter weiter ist das einzige erhaltene Gebäude des Komplexes. Die Schule gibt es nicht mehr, und doch könnte sie präsenter nicht sein: die Qu'Appelle Indian Residential School, erbaut im Jahr 1884.

Das Internat war eine der ersten drei »Indian Residential Schools« des Landes, geplant von der kanadischen Regierung und betrieben von der katholischen Kirche. Aus diesen drei Schulen erwuchs ein System von über 130 Internaten in ganz Kanada. Mehr als hundert Jahre lang, bis zu ihrem Ende in den späten Neunzigerjahren, wurden rund 150 000 Kinder indigener Familien in diese Internate gepfercht, die meisten mit Zwang. Der Unterricht an den Schulen war schlecht, aber um den ging es nicht.

Die Regierung wollte in den Prärien des Westens Getreide anbauen, eine Zugstrecke zum Pazifik verlegen und einen Markt für die ostkanadische Industrie schaffen. Die Menschen, die Kanada als Erste bevölkert hatten, standen im Weg. Die Indigenen sollten umerzogen werden und lernen, wie die Weißen zu leben. Der stellvertretende Chef der Behörde für indigene Angelegenheiten äußerte sich im Jahr 1920 so: »Ich möchte das Indianerproblem loswerden. Unser Ziel ist es, so lange weiterzumachen, bis es in Kanada keinen einzigen Indianer mehr gibt, der nicht integriert ist.«

Mehr als 4100 Kinder starben in den Schulen oder als Folge ihres Aufenthalts, die meisten von ihnen in der Zeit vor 1950 – an Krankheiten, Gewalt und Missbrauch. Viele weitere kehrten nie zu ihren Eltern zurück. Experten schätzen ihre Zahl auf mehrere Tausend. Sie gelten seither als vermisst, die Geschichten über ihr Verschwinden reichen bis in die Siebzigerjahre.

Erst im Jahr 2008 setzte die kanadische Regierung eine Untersuchungskommission ein, die das System der Internate und die organisierte Gewalt gegen indigene Kinder recherchierte. Sieben Jahre später stellte die Kommission ihren Abschlussbericht vor und beschrieb das Internatssystem als »kulturellen Genozid«. Damit war die Sache aber noch nicht zu Ende.

Eine indigene Gemeinde nahe Kamloops an der Westküste begann vergangenes Jahr mithilfe eines Bodenradars, das Gelände eines ehemaligen Internats abzusuchen, in dessen Nähe in der Vergangenheit ein Kinderzahn und eine Rippe gefunden worden waren. Ende Mai letzten Jahres gab die Gemeinde bekannt, die sterblichen Überreste von 215 Kindern gefunden zu haben. Es war die erste Entdeckung dieser Art. Im Juni meldete eine weitere Gemeinde in Saskatchewan, sie sei auf 751 anonyme Gräber gestoßen. Weltweit berichteten Medien über die Kindergräber, weitere indigene Gruppen und

Gemeinden begannen mit der Suche, weitere Funde folgten.

Seitdem, so scheint es, steht ganz Kanada unter Schock. Die Regierung schuf einen nationalen Gedenktag, Premierminister Justin Trudeau reiste nach Kamloops, um mit Vertretern von Indigenen zu sprechen. Aktivisten stellten überall im Land Kinderstühle auf die Stufen öffentlicher Gebäude, als Mahnmal.

Die Internate sind längst geschlossen, aber für die Überlebenden ist das Kapitel noch nicht beendet. Ihre Suche bringt alte Traumata zurück, aber sie sehen darin auch eine Chance. Sie können womöglich beweisen, dass die Geschichten, die sie sich über Generationen erzählten, wirklich wahr sind, auch hier in der Provinz Saskatchewan, in der Prärie Kanadas, an der ehemaligen Qu'Appelle Indian Residential School.

Erster Tag der Suche

Im Erdgeschoss der Schule befanden sich die Esszimmer, die Waschküche und das Spielzimmer, aber es gab kein Spielzeug. Mädchen und Jungs wurden getrennt. Die Schlafsäle waren in den oberen Etagen. Ich glaube, sie waren dort, damit niemand durchs Fenster abhauen konnte.



5 • Karte: OpenStreetMap

te. Wir bekamen Nummern. Ich war die 24. Lindsay Starr

Manchmal hörten wir nachts, wie jemand in den Schlafsaal kam und ein Mädchen mitnahm. Am nächsten Morgen war das Bett leer. Sharon Strongarm

Reporter, Kameralente und Fotografen sind nach Lebret gekommen, die Sender CTV und CBC haben Teams geschickt. Sie holen Überlebende vor die Kameras, fast jeder hier hat die Schule besucht und hat eine Geschichte zu erzählen. Sie filmen das Gelände und stellen ein paar Fragen. Am Nachmittag sind sie wieder verschwunden.

Auf dem ehemaligen Sportplatz steht ein ausklappbarer Campingtisch. Kaffee, Donuts, Wasser, Erdnusschokolade. Hämmer, Nägel, Maßbänder und Kordel. Das Bodenradar, das aussieht wie ein Rasenmäher mit zu großen Rädern. Die Sonne hängt tief, es ist kalt.

Einer hält eine Pfanne mit brennendem Salbei. Er führt das Kraut am Campingtisch vorbei, am Werkzeug, am Bodenradar, und verweht den Rauch mit einer Adlerfeder. So wird die Ausrüstung gesegnet.

Clarence Stonechild, 56 Jahre alt, die Haare zum Zopf geflochten, ist unter jenen, die den Boden nach Gräbern absuchen, der Älteste. Er greift zwei Holzplatten, die mit Kordeln verbunden sind, trägt sie an den Rand des Sportplatzes, legt sie ins Gras und schlägt Heringe durch die Löcher der einen Latte. Dann nimmt er die andere, rollt die Kordel ab und legt sie ebenfalls ins Gras. Die Kordel verbindet die Holzplatten in strammen Linien, sie sollen dem Radar den Weg weisen.

Auch Stonechild ist ein Überlebender der Schule. In einer Pause zündet er sich eine Zigarette an und setzt sich auf die Ladefläche eines Pick-ups. Stonechild redet drauflos, sein Leben sprudelt aus ihm heraus.

Er habe das Internat ab 1970 besucht, sagt er. Er erinnere sich noch an den Tag, als sein Vater sich von ihm verabschiedete. Nach zwei Jahren sei ein Mitarbeiter der Behörde für indigene Angelegenheiten gekommen und habe ihn in ein anderes Internat gebracht, in die »Gordon's Residential School«, eine Stunde entfernt. »Dort ist der ganze Scheiß passiert«, sagt Stonechild. Am Wochenende habe der Schulleiter, ein Weißer namens William Starr, die Jungs zu sich eingeladen. Filme schauen. Sie mussten mit ihm in die Sauna, jeweils



Valerie Zink / DER SPIEGEL



Valerie Zink / DER SPIEGEL

einzelnen, berichtet Stonechild. Über Jahre hinweg.

Was ist dort passiert? Stonechild sagt: »Nutz einfach deine Fantasie.« Am Ende, glaubt er, lief es an jedem Internat gleich ab. 1978 verließ er die Schule ohne Abschluss. Dann ging es weiter bergab.

Das erste Mal ging er mit 18 in den Knast, er lebte auf der Straße und fing mit Drogen an. Alkohol, Ritalin, Heroin, die Einstiche am Arm ließ er übertätowieren. Unter anderem wurde er wegen versuchten Mordes verurteilt, insgesamt verbrachte er fünf Jahre im Gefängnis. Das Internat, sagt er, hatte sein Leben aus der Kurve getragen.

Nach dem Knast kam er in psychologische Behandlung. Dort habe er gelernt, sich mit Fragen auseinanderzusetzen: Wieso bin ich traurig? Warum bin ich so oft wütend? Wieso hasse ich die Weißen? Seit knapp 20 Jahren sei er clean, sagt er. Inzwischen wohnt er in einem hübschen Haus, mit seiner Frau, deren Mutter und einer Enkeltochter. Bis Mai habe er gedacht, seine Fragen seien beantwortet, das Internat Vergangenheit. Dann wurden die toten Kinder in Kamloops gefunden.

Er glaube nicht, dass in seiner Zeit an der Schule Kinder verschwunden seien, sagt Stonechild. Aber ganz genau wisse er das nicht. Er fasst sich mit beiden Händen an den Kopf, als müsste er seine Gedanken festhalten. Die Funde in Kamloops trugen eine riesige Frage in sein Leben: Könnten auch in der Erde unter seinem früheren Internat, der Qu'Appelle Indian Residential School, Kinder begraben sein? Es sieht aus, als ballte er die Fäuste in seinen dicken, gelben Arbeitshandschuhen.

Das Suchraster für das Bodenradar haben die Mitglieder der Star Blanket Cree Nation selbst gebaut, jeweils 5 mal 20 Meter groß. Abends nach der Arbeit oder am Wochenende haben sie sich in der Turnhalle getroffen, um die Suche zu planen.

Mit der Auswertung der Radardaten haben die Indigenen eine kanadische Firma beauftragt, zwei Mitarbeiter sollen das Radargerät auf und ab schieben. Es sendet elektromagnetische Wellen in den Untergrund und zeichnet die reflektierten Signale auf. Ein Spezialist wird später versuchen, Rückschlüsse darauf zu ziehen, was sich im Boden verbergen könnte: Stahlrohre, Betonreste – oder Knochen. Dieselbe Technologie haben auch andere indigene Gemeinden verwendet.

Das Geld für die erste Phase der Suche kommt von der Federation of Sovereign Indigenous Nations (FSIN), einer Vereinigung der indigenen Gemeinden der Provinz Saskatchewan. Für die Zeit danach haben sie bei der kanadischen Regierung umgerechnet 3,5 Millionen Euro Förderung beantragt, die Hälfte wurde bewilligt.

Sie haben errechnet, dass die Suche drei Jahre dauern wird. Phase eins: das flache Gelände. Phase zwei: der Keller unter der Turnhalle, der Parkplatz. Phase drei: das unebene Gelände und Gestrüpp. 22 Hektar, eine Fläche von ungefähr 30 Fußballfeldern. Die meisten

Die Suche könnte drei Jahre dauern, das Areal umfasst 22 Hektar, 30 Fußballfelder.

Mitglieder der Star Blanket Cree Nation helfen in der Freizeit oder nehmen sich frei. Sie wissen nicht, wie weit sie in dieser Woche kommen werden, es ist Schnee angesagt.

Zweiter Tag der Suche

Zu Hause pflückten wir unser eigenes Obst: Himbeeren, Felsenbirnen, Sauerkirschen. Wir machten sie ein oder trockneten sie. In der Schule bekamen wir Früchte, die bei uns nicht wuchsen, Orangen, Äpfel und Bananen. Ich hasse sie bis heute. Statt Kuh- und Ziegenmilch gab es Milchpulver. So machten sie uns abhängig von ihnen. Wenn wir ihre Produkte nicht nutzten, ließen sie uns leiden. Lindsay Starr

Ich trug lange, geflochtene Zöpfe, sie reichten bis zur Hüfte. Lange Haare hatten bei uns eine Bedeutung, sie waren etwas, das unsere Familie zusammenhielt. Die Nonnen schnitten sie mir ab. Ich bekam einen Bob. Es war das erste Mal, dass ich in der Schule weinte. Ich erinnere mich, dass ich direkt einen Schlag auf den Hinterkopf bekam. Sharon Strongarm

Die Qu'Appelle Indian Residential School schloss 1998 für immer. Zweimal brannte sie nieder und wurde wieder aufgebaut, ihr Name änderte sich. Im ersten Jahrzehnt besuchten 344 Kinder das Internat, mehr als ein Viertel von ihnen starben in der Schule oder kurz nach ihrer Heimkehr, viele an Pocken oder Tuberkulose. Später wurden die Bedingungen besser, aber Gewalt und Umerziehung blieben die Regel. 1984 übertrug der Staat die Leitung der Schule an die Star Blanket Cree Nation, die sie bis kurz vor dem Abriss betrieb.



Älterer Indigener, indigene Schüler in Lebrét 1900

In der alten Turnhalle kochen die Mitglieder der Gemeinde mittags füreinander, sitzen auf dem Parkett und essen. Auf Facebook posten sie Bilder vom Sportplatz, vom Bodenradar, von den Rastern, jeder soll sehen, dass sie die Sache jetzt selbst in die Hand nehmen. Viele tragen orangefarbene Oberteile – es ist die Farbe ihrer Bewegung, der neue nationale Gedenktag heißt umgangssprachlich »Orange Shirt Day«.

Falls sie Überreste von Kindern finden, sagen sie, wollen sie die Toten gemäß ihrer Tradition verabschieden. Ausgraben werden sie die Kinder nicht. Schlimm genug, dass die Priester damals einfach gegraben hätten. Sie hätten die Beerdigung mit einer Zeremonie vorbereiten müssen, aber wie sollten sie das wissen, sagen sie, die Weißen hätten sich ja nie dafür interessiert.

Für die Indigenen der Cree hat die Erde eine besondere Bedeutung. Will man etwas von ihr, muss man Kontakt mit ihr aufnehmen. Das hat mit einer Erzählung zu tun: Am Anfang der Welt gab es in der Überlieferung der Cree eine Flut, unter den wenigen Lebewesen, die überlebten, waren eine Schildkröte und eine Bisamratte. Die Bisamratte tauchte zum Grund und brachte Schlick mit an die Oberfläche. Aus diesem Schlick formte sich auf dem Rücken der Schildkröte die Welt, daher nennen viele Indigene den Kontinent Nordamerika die »Schildkröteninsel«. Die Cree glauben, dass Menschen nicht auf der Erde leben, sondern mit ihr.

Stonechild sitzt wieder auf der Ladefläche eines Pick-ups, Zigarette im Mundwinkel. Von Bekannten hört er jetzt immer häufiger Geschichten über verschwundene Kinder, die sich schon ihre Vorfahren erzählt haben: von einem Mann, der nachts beim Schulgarten gesehen worden sei, wie er etwas über der Schulter trug und dann zu schaufeln begann, von anderen Männern, die im Winter auf dem gefrorenen See etwas im Eis verschwinden ließen. Solche Geschichten sind nun Indizien in der Suche, die in einem Dokument als »Orte von Interesse« festgehalten werden. Dort wollen sie besonders sorgfältig suchen.

Stonechilds Blick schweift über den See am Rand des Sportplatzes, den Mission Lake. Am anderen Ufer befand sich von 1927 bis 1967, kurz bevor er selbst an die Schule kam, ein Priesterseminar, zeitweise wurden Schüler dort unterrichtet. Stonechild setzt sich in seinen Pick-up. Er will nachschauen, ob es lohnt, die Suche auf den Ort auszuweiten, wo früher die Priester lebten.

Er streift durch Gestrüpp und stapft auf Hügel hinauf, der Atem schwer. Hier und da sieht er Dellen im Boden, jede davon fotografiert er mit seinem Handy. »Das wird uns helfen«, sagt er. Er wirkt wie ein Detektiv, der Beweismittel sammelt.

Je länger die Suche andauert, umso miss-träuischer wird er. Selbst dem Boden traut er nicht mehr. Er sagt: »Die Erde hat nicht einfach so Dellen. Das kann mir keiner erzählen.« 105 Fotos später sitzt er wieder im Pick-



Andrei Ivanov / AFP

Demonstranten in Montreal Ende September 2021: Die Wut kehrt zurück

up und fährt die Rue St. Joseph entlang, zurück zum ehemaligen Sportplatz, die noch heute nach dem Gründer des Internats benannt ist: Joseph Hugonard. Stonechild sagt, schuld an der Misere der Indigenen, an den Drogen, am Alkoholismus, seien die »Monious«, so nennen die Cree die Weißen.

Dritter Tag der Suche

Wenn wir Cree sprachen, schlugen sie uns mit Messlatten und Riemen auf die Finger und den Rücken. Sie gaben uns Handschuhe, um die Narben zu verbergen. Wenn jemand verprügelt worden war, führten sie ihn uns vor, um zu zeigen: Das wird euch auch passieren. Sharon Strongarm

Eine der Ordensschwwestern brachte mich in ihren Schlafrum. Sie zog ihre schwarze Robe aus und mir die Shorts herunter – ich glaube nicht, dass der Rest ausgesprochen werden muss. So etwas passierte oft. Lindsay Starr

Alles ist weiß. In der Nacht hat es geschneit. Stonechild und die anderen sammeln die Raster vom Vortag ein und legen sie neu aus. Ein Mitarbeiter der Radarfirma schiebt das Gerät vor sich her, aber er sagt, Schnee verändere die Beschaffenheit des Bodens und damit die Daten, die das Bodenradar sammelt.

Mittags fällt neuer Schnee. Die Mitarbeiter der Radarfirma brechen die Suche ab. Sie wollen warten, bis es friert und gefroren bleibt, die Temperatur konstant unter null liegt, der Boden zur Ruhe kommt.

Stonechild und die anderen beladen die Pick-ups mit Hämmern, Kordeln, Holzlatten.

Knapp einen halben Hektar haben sie abgeseucht. Einer nach dem anderen verschwindet vom ehemaligen Sportplatz, der jetzt wieder weiß und still daliegt.

Fünfter Tag der Suche

Wir mussten in ihrem Buch lesen, der Bibel. Und wir mussten mehrmals am Tag beten. Ave Maria, Ave Maria ... wir hatten keine Ahnung, wer zur Hölle das ist. Wer sollte diese Maria sein? Sharon Strongarm

Freunde von mir verschwanden vom einen auf den anderen Tag. Sie sind der Grund, weshalb wir suchen. Lindsay Starr

Es schneit noch immer. Stonechild sitzt zu Hause, er wohnt auf dem Gelände oberhalb der ehemaligen Schule. Seine Enkelkinder tollen herum. Stonechild sagt, das Jahr 2021 habe »den alten Clarence zurückgebracht«, den, der die Weißen hasst, der fünfmal »fuck« sagt in einem Satz. Die Wut kehrt zurück. Stonechild scrollt durch sein Handy. »Ich habe eben einen Post gesehen: >6509 Kinder bisher gefunden.«<< Jeden Tag denke er an die Suche. Er wolle sich um seine Leute kümmern und die verschwundenen Kinder finden. Das sei alles, was er tun könne.

Stonechild glaubt, die Ereignisse der vergangenen Monate hätten seine Leute weiter zusammengebracht, sie stärker gemacht. Vielleicht trägt ihre Suche gar nicht zur Versöhnung mit Kanada bei, sondern zu ihrer eigenen Heilung. Irgendwann holt er eine Kette mit einem Anhänger, den sein Bruder geschnitzt hat, es ist eine Schildkröte. Er sagt, er sei stolz auf sie.

Sechster Tag der Suche

Ein Schneesturm zieht auf, ans Weitersuchen ist nicht zu denken. Kurze Zeit später meldet sich die Radarfirma, sie will ihre Daten per Videocall vorstellen. An zwei Stellen im Boden auf dem Gebiet der Qu'Appelle Indian Residential School bei Lebret gebe es Unregelmäßigkeiten, sagen die Experten, aber es sei nicht klar, was das bedeute. Wollte man wissen, ob es sich um Gräber handelt oder nicht, müsste man graben.

Anfang Januar einigt sich die Regierung mit Vertretern indigener Kinder, die in der Vergangenheit überproportional häufig in staatlichen Heimen lebten, auf Entschädigungszahlungen von umgerechnet knapp 14 Milliarden Euro. Zuvor hatte sie die Überlebenden des Internatssystems schon mit umgerechnet über drei Milliarden Euro entschädigt. Doch die Suche geht weiter, an vielen ehemaligen Internaten im ganzen Land. Der Druck auf die Regierung lässt nicht nach.

Die Überlebenden der Qu'Appelle Indian Residential School haben sich noch einmal zusammengesetzt. Sie haben die Älteren befragt, Sharon Strongarm, Lindsay Starr und die anderen, auf ihre Weisheit vertrauen sie. Sollen sie graben? Sollen sie riskieren, die Ruhe der Toten zu stören? Die Jüngeren müssten in den Zeremonien selbst nach einer Antwort suchen, sagen die Älteren. Es geht auch um die Frage, wie viel von der Vergangenheit sie aufwühlen wollen.

Für Clarence Stonechild ist die Sache klar: Sie sollen graben, keine Frage. Und zwar im Frühjahr, wenn das Gras auf dem ehemaligen Sportplatz wieder grün sein wird. Stonechild sagt, seine Schaufel liege bereit. ■